

Die Legende von Christian Kreuzer - eine apokryphe Passionsgeschichte : Christian Kreuzer führt Jesus durch die Wirkungsgeschichte der Kreuzestheologie

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **89 (1995)**

Heft 4

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Kreuzer führt Jesus durch die Wirkungsgeschichte der Kreuzestheologie

Eine halbe Stunde hatte ihnen Judas gegeben.

Christian Kreuzer schaute erwartungsvoll auf seine Freundin Florianne Bürgli, der auch in heiklen Situationen meistens noch etwas einfiel. «Glaubst du, dass es uns gelingen wird?» fragte er, aber Florianne hatte ihn schon fortgezogen, durch die mondhelle Nacht tiefer hinein in den Olivenhain, der genauso aussah, wie ein Reiseprospekt aus dem Heiligen Land. «Wir haben nicht viel Zeit», sagte sie. «Wir müssen ihn ja erst einmal finden. Zu blöd, wir hätten Judas fragen sollen.»

Sie blieb einen Augenblick stehen, wie unschlüssig, wohin sie sich wenden sollten zwischen all den Bäumen, die einer aus-sahen wie der andere, und wo man sich nicht einmal verstecken konnte. «Bei uns würde ich einfach auf einen Baum klettern, aber diese Oliven geben ja nichts her, zu dünne Zweige, zu wenig Laub», sagte Florianne, und dann hörte man ein kleines glucksendes Lachen, und eine Stimme aus der Höhe.

«Es gibt ja auch Mandelbäume hier.» Tatsächlich, er hockte dort oben in der Krone eines Mandelbaumes, ganz allein. Nicht einmal irgendein schlafender Jünger war zu bemerken.

«He, komm runter!» rief Florianne, «wir möchten mit dir reden.» Jesus rutschte den Stamm herunter und stand jetzt vor ihnen. Er sah müde aus und irgendwie traurig, allein gelassen. Sie setzten sich in den Schatten des Baumes und begannen zu flüstern.

Christian Kreuzer erzählte die Geschichte mit den Kreuzen, also er als Holzschnitzer habe es satt, die Christusse am Laufmeter ans Kreuz zu schlagen, er käme sich langsam als Henker vor in einer Henkersreligion, und so sei ihm der Einfall gekommen, also aus diesem Grund sei er durch die Friedhöfe der Zeit abgesunken, bis hierher in den Garten von Gethsemane, um mit Judas zu reden, weil ohne

Verrat kein Kreuz, und ohne Kreuz kein Henkerschristentum. Aber dieser Judas hatte eine Idee, typisch jüdisch, er würde verzichten auf den Verrat, wenn Jesus auf den Tod verzichtete. Sie seien also hier, um Jesus davon zu überzeugen, in einer halben Stunde, wie sinnlos, wie grausam dieser Tod...

Christians Stimme verlor sich. Er schwieg und schaute auf Jesus, der viel kleiner war und schwächer, als er ihn sich vorgestellt hatte.

Es war still. Ein Nachtvogel seufzte. Es gab keinen fernen Lärm von Autobahnen, kein Flugzeug durchkreuzte den Himmel, es war eine Lautlosigkeit in der Luft, ein Warten, etwas, das sich erfüllen sollte.

Endlich sagte Jesus: «Es geht nicht.» Und noch einmal: «Es geht nicht.» Er sagte es langsam, wie bedauernd, und sagte es ein drittes Mal: «Es geht nicht.»

«Ich versteh dich nicht», wandte Florianne ein, «da hast du jahrelang das Leben in der Fülle gepredigt, und jetzt bist du so todessüchtig, dass du das Kreuz wählst. Jeder andere würde die Chance ergreifen, wer will denn schon Märtyrer sein, jeder normale Mensch würde untertauchen, weitermachen, die Bewegung...»

«Aber das ist es ja gerade», flüsterte Jesus gequält, «das ist es ja gerade.» Seine Stimme fing an zu zittern. «Es wäre nur ein kurzer Aufschub. Bei der nächsten Gelegenheit würde er mich wieder verraten, und vielleicht nicht nur er, vielleicht auch Petrus, oder Thomas, etwas ist zerbrochen, das Senfkorn, das Wachsen, sie haben alle keine Zeit, sie wollen es ganz schnell haben und ganz sicher, sie verteilen schon die Posten im Reich meines Vaters. Sie haben es nicht verstanden, ich habe es nicht sagen können. Ich will nicht sterben, aber es gibt keinen anderen Weg.»

«Doch», sagte Florianne, «doch, es gibt immer einen neuen Anfang, das hast du selbst gesagt.»

«Ich bin der Anfang», antwortete Jesus.

«Aber nicht so, nicht so. Fang nicht mit einem solchen Ende an», flüsterte Florianne. «Es hat so viel Böses gebracht, wenn du wüsstest, wieviel Leiden es gebracht hat.»

Sie stand auf.

«Komm doch mit!» sagte sie, ihre Stimme war laut geworden, eine Störung in dieser Stille. «Komm mit durch die Friedhöfe der Zeit, komm mit und sieh dir das Elend selber an, und dann kannst du entscheiden!» Und sie packte ihn schon bei der Hand, die war feucht und klebrig und kalt, vielleicht hatte er wirklich Blut geschwitzt. Sie hängte sich bei Christian ein, der kannte den Mechanismus und wusste, wie man durch die Zeit wandern kann. Und schon waren sie unterwegs.

Sie liefen auf ein kleines Dorf zu. Es war Mittag und glühend heiss. «Es sieht aus wie Magdala», sagte Jesus leise und blieb stehen. Eine alte Frau sass am Strassenrand unter einer Terebinthe und streckte die Hand aus.

«Eine milde Gabe», sagte sie mit einer schnarrenden Stimme, die wie das zerbrochene Werk einer Maschine klang, «eine milde Gabe.»

Sie blieben stehen.

«Erkennst du sie?» fragte Florianne.

Jesus schüttelte den Kopf.

«Eine milde Gabe», schnarrte die Stimme wieder aus dem Schwarz von Kopftüchern und Umhang, und langsam hob sich ein Gesicht zu ihnen empor.

«Mein Gott», sagte Jesus, «es ist die Magdalenerin. Was ist aus ihr geworden?»

«Wie du siehst, eine arme alte Frau.»

«Sie war mir so nahe. Vielleicht war sie die einzige, die verstanden hat, worum es ging. Sie hat nicht gleich einen Vorteil daraus geschlagen, sie war noch ganz in der Liebe. Aber warum ist sie hier, ich habe ihr doch die Bewegung anvertraut.»

«Petrus hat das gleiche behauptet, und er hat gesiegt.»

«Was heisst gesiegt?»

«Seine Nachfolger sind deine Stellvertreter auf Erden geworden, sie haben einen von der UNO anerkannten Staat, ein diplomatisches Korps, und ein Land, in

dem es keine Frauen und keine Kinder gibt!»

«Und die Magdalenerin, hat niemand sie verteidigt?»

«Sie ist zur grossen Sünderin geworden, zur reumütigen Prostituierten.»

«Prostituierten?»

«Die deine Füsse in ihren Tränen gebadet hat.»

Jesus lachte. «Aber das war doch eine ganz andere Frau, eine wunderbare Frau übrigens. Aber nicht Maria. Maria war die treueste. Das müssen sie doch gewusst haben.»

«Thomas hat später noch etwas aufgeschrieben von ihr, in seinem Evangelium steht, wie nahe sie dir gewesen ist, aber das ist untergegangen in den Kämpfen.»

«Den Kämpfen?»

«Um dich haben sich viele Menschen die Köpfe eingeschlagen.»

«Ich habe immer gesagt, dass nur die Sanftmütigen...»

«Du hast viel gesagt, woran sie sich nicht gehalten haben. Das ist es ja. Aber dein Kreuz konnte man wunderbar benutzen.»

«Wozu benutzen?»

«Halt dich fest, wir gehen weiter durch die Zeit, du wirst schon sehen, wozu. Und wickle dich fest in deinen Mantel ein, hier wird es kalt.»

Sie stapften durch tiefen Schnee und durch einen schneidenden Wind, der ihnen in harten Stössen die Flocken ins Gesicht wirbelte.

«Wo sind wir hier?» rief Jesus.

«In einem kleinen russischen Dorf», antwortete Christian Kreuzer.

Es war unnatürlich still, die Strassen leergefegt von Sturm und einer lauernenden Angst, als ob sich alle Menschen in ihre Höhlen verkrochen hätten, um etwas Unausweichliches zu überstehen.

Sie traten in ein Haus. Kerzen standen auf dem Tisch, eine Frau sprach den Segen über Brot und Wein.

«Schabbath Abend», flüsterte Jesus, und stimmte ein in den Segensspruch. Es war, als ob er zu Hause angekommen wäre.

Die Familie liess sich nieder zum Essen, der Tisch war gedeckt, es waren viele Men-

schen da, jemand spielte auf, es wurde gesungen. Geschichten machten die Runde, viel Lachen, Schreie des Vergnügens und der Geselligkeit, bis plötzlich ein Stein durch das Fenster schoss und dann noch einer. «Die Rachel ist getroffen», schrie die Frau, und schleppte ein wimmerndes Kind in eine Ecke.

Die Türen wurden aufgerissen, ein Stoss Schnee und Wind wirbelte in die Stube, und Stimmen, die durcheinander schrien: «Ihr Judenschweine, ausräuchern sollte man euch, ihr Christusschlächter, dafür gehört ihr alle gehängt, ihr Halsabschneider, ihr Wucherer!» Eine brennende Fackel landete auf dem Tisch, auf dem immer noch die Kerzen leuchteten.

Die Familie hatte sich in der Ecke zusammengeduckt, so als ob sie dieses Ritual der Gewalt gewöhnt wäre, während ein Trupp Bewaffneter schreiend durch die Stube fegte und eine zweite Fackel durch den Raum wirbelte, der jetzt von beizendem Rauch erfüllt war. Florianne zog Jesus durch die offene Tür ins Freie. Er wehrte sich: «Wir müssen die Leute mitnehmen», schrie er, die ersticken doch, wenn wir sie hier nicht rausholen.

«Das können wir nicht», sagte Christian, «es gibt keine Verbindung zwischen uns und den Friedhöfen der Zeit. Wir dürfen sie nur besuchen, aber kein Laut dringt von uns zu ihnen, sie können uns nicht fassen, und wir können sie nicht festhalten.»

«Aber die Leute werden sterben», sagte Jesus mit erstickter Stimme. «Sie haben es missverstanden. Diese jüdische Familie im russischen Dorf ist doch nicht schuld an meinem Tod. Es war doch ganz anders.»

«In der Geschichte der Christen hat es genügt, dass die Juden <kreuzige> geschrien haben.»

«Aber wir waren doch alle Juden», fiel Jesus Christian Kreuzer ins Wort, «wir alle, Judas und Petrus, und Kaiaphas und Herodes. Für die Römer waren wir alle Juden, sie haben uns alle benützt.» Und nach einer Weile setzte er, wie bekräftigend hinzu, «uns alle – auch mich.»

«Nein», sagte Christian trocken, «du bist der Heiland, und Petrus wurde der Bischof

von Rom. Nur Judas ist der Jude geblieben, der Verräter.»

«Alles ganz falsch», schrie Jesus aufgebracht.

«Aber es war ein guter Grund...»

«Nein, kein guter Grund, der schlechteste aller Gründe. Immer habe ich gesagt, dass es die grösste Sünde ist, wenn wir uns selbst überheben, wenn wir uns gross machen auf dem Buckel der anderen.»

«Es ist eine gute Theorie», sagte Florianne nachdenklich, «warum ist es eine so schlechte Praxis geworden? Es hat schon mit dem Kreuz begonnen: Wir sind immer im Namen der Liebe angetreten und haben damit jede Gewalt gerechtfertigt.»

«Komm!» sagte Christian Kreuzer, «wir können dir diese miese Geschichte nicht ersparen.»

Sie standen auf dem Deck eines Schiffes, den warmen Wind im Gesicht. Die Segel knatterten, leicht bogen sich die Maste, und sie versuchten, sich an die rollende Bewegung des Schiffes zu gewöhnen, das mühelos durch die Wellen zu gleiten schien.

Auf Deck war geschäftiges Treiben, Seeleute rannten hin und her, alle mit etwas beschäftigt, das sich in einen geheimen Plan zu fügen schien. Eine Gruppe erregte ihre Aufmerksamkeit, sie schleppten verschnürte Bündel an das Heck des Schiffes. Es dauerte, bis ihnen klar wurde, dass es Leichen waren, die dort eine nach der anderen, über Bord geworfen wurden, wie Abfall, ohne ein Wort, ohne ein Zeichen.

«Was machen sie?» fragte Jesus.

«Sie werfen diejenigen über Bord, die in der Nacht gestorben sind.»

«Warum sind alle schwarz?»

«Wir sind auf einem Sklavenschiff, es bringt eine Ladung von Frauen und Männern aus Afrika in die Karibik.»

«Aber was hat das mit dem Kreuz zu tun?»

«Komm mit!» sagte Christian Kreuzer, und sie liefen über das Deck zur Kommandobrücke und traten leise ein.

Zwei Männer sassen um einen Tisch, der mit Karten, Sextanten und einer Karaffe Rotwein belegt war, ein dritter, dem ein grosses goldenes Kreuz auf der Brust bau-

melte, stand daneben und schlürfte angelegentlich aus seinem Becher.

Einer der Männer legte ein Blatt Papier aus der Hand. «Nicht zu glauben, diese Faselei, die neuerdings auch von den Menschenrechten der Sklaven redet», sagte er. «Es geht darum, die Länder dero Majestäten in der neuen Welt zum grösstmöglichen Nutzen zu bewirtschaften. Die Humanitätsduselei, die gegen die Sklaverei kämpft, ist vom ökonomischen Standpunkt aus gesehen eine Narretei, und nicht im Interesse des christlichen Abendlandes. Wir hoffen deshalb, dass uns die heilige Kirche ihren unschätzbaren Dienst nicht versagen wird, sie hat eine zivilisatorische Mission an diesen Kreaturen.»

«Wir werden ihnen die Segnungen der Religion nahebringen», beeilte sich der Kreuzesmann zu versichern, während er mit nervösen Bewegungen an seinem Kreuz fingerte.

«Leider ist das Material diesmal schlecht», warf der dritte nachdenklich ein, «wenn die so weitersterben, fürchte ich, dass wir unsere vertragliche Pflicht nicht einhalten können. So schwer mir das fällt, wir müssen die Rationen erhöhen. Es ist, als ob uns die Biester was auswischen wollten.» Er seufzte tief und schenkte sich aus der Karaffe nach. «Ich hoffe sehr auf die erzieherischen Wirkungen der kirchlichen Lehre, die diesen Niggers Zucht, Ordnung und Arbeitswilligkeit einflössen wird.»

«Ich habe genug gesehen», sagte Jesus mit trauriger Stimme, «aber das kann doch nicht alles sein.»

Sie schritten durch die regennassen Gässchen einer alten Stadt, durch die Enge und den dunklen Gestank eines Elendsviertels. Im halben Schutz eines verfallenen Gebäudes Gestalten, junge Männer und Frauen, die im Schein einer tranigen Lampe hin und hereilten.

Sie traten näher, hinein in die Brüchigkeit dieser Behausung, in der alles Armut atmete, aber auch feine Bande einer Gemeinschaft. Auf Reisigbündeln lagen Kranke, Aussätzige mit zerfressenen Gesichtern, in denen noch die Enttäuschung des Lebens zitterte. Die Kranken wuschen

einander die Wunden, die jungen Männer halfen beim Verbinden, reinigten die schmutzigen Tücher, die jungen Frauen verteilten Suppe, die sie in einem kleinen Verschlag gekocht hatten, zeigten den kranken Frauen, wie man die Kinder versorgt, die schon krank auf die Welt kamen.

«Es sind Franziskus und Klara mit ihren Freundinnen und Freunden», flüsterte Florianne, «sie haben nichts anderes als sich selbst und ihre Liebe, die haben sie von dir gelernt, und die teilen sie mit den Armen von Assisi.»

Jesus stand dort, wie versunken inmitten des Elends, eingehüllt in die Tröstungen. «Aber später haben sie ihren eigenen Mut verraten», sagte Florianne. Und es klang bitter: «Sie haben die Macht der Kirche nicht angetastet, den Reichtum, die Schwerter und die Kreuze, sie wurden eine Bewegung, etwas Freiwilliges.»

«Vielleicht ist die Liebe immer etwas Freiwilliges, das ist das Risiko.»

Sie schwiegen, und ein Windstoss fuhr durch den Olivenhain.

«Ich habe einen alten Mann gesehen, der war am Sterben, und er hat immer wieder meinen Namen geflüstert, Jesus, Jesus, Jesus, so als könnte ihm das helfen», sagte Jesus schliesslich. Und nach einer Weile setzte er hinzu: «Das macht mir Mut für meinen eigenen Weg. Auch ich werde nicht allein sein.»

Eine Wolke schob sich langsam vor den Mond, und es wurde dunkler. Florianne, die still geworden war, sagte jetzt sehr leise: «Wie meine Mutter an Krebs gestorben ist, mit zweiundvierzig, hat sie das zum Schluss auch immer wieder gesagt, Jesus, Jesus, Jesus. Aber wie sehr wünsche ich mir, dass wir das im Leben sagen, mitten drin im Lachen und im Lieben, in der Politik, in der Arbeit und nicht erst im Leiden, wenn schon alles verraten ist.»

Sie war ganz nahe an Jesus herangetreten, so dass sie die Fältchen um seine Augen sehen konnte, und die Angst, die aus allen Poren seiner Haut schwitzte. «Willst du es wirklich auf den Verrat gründen und auf den Tod?» flüsterte sie, «willst du die ewige Rechtfertigung der Gewalt?»

«Nein», flüsterte Jesus zurück, «mich hat immer nur das Leben interessiert. Ich will doch das Leben für alle.»

«Dann komm!»

Sie fassten sich an den Händen und rann-ten den Berg hinunter, stolperten, fielen hin, schlugen sich die Knie wund an den Steinen und der trockenen Erde, standen wieder auf, verloren sich im trügerischen Licht der Mondnacht, blieben atemlos

stehen, spürten die Angst im überlauten Klopfen des eigenen Herzens. Und hasteten weiter, wie blind, mitten hinein in die Stimmen, das Schreien, in die Flut von Menschen und Fackeln.

Lange küsste Judas den Freund, ein unendlich Dichtes zerstob, eine Galaxie begann sich auszubreiten in einem Universum, das noch nicht geboren war.

Reinhild Traitler

Kolumne

Über das Böse und die Gier nach seinen Ursachen

Drei Wünsche zählt meine kleine Tochter auf: Ein grosses Haus mit vielen Tieren, viel Geld und als dritten Wunsch erneut drei Wünsche. Nun hat meine Tochter eine Mutter, die ist mit Moralvorstellungen geschlagen und stochert immer ein bisschen damit in ihren Träumen herum: «Wünschst du dir eigentlich nur Dinge für dich selbst oder hast du auch Wünsche für andere?» (Ja, genau so ist sie!) Die Tochter, ein gelehriges Kind, wünscht sich daraufhin, dass es keine bösen Menschen mehr gibt. Aber damit ist die Moral von der Geschichte bei weitem nicht erreicht, denn sie fährt, nach einem kleinen Zögern, fort: «Aber das isch eigentlich recht blöd. Weisch, wie isch's dene dänn huere langwiilig.»

So leicht sollte uns das Denken einmal fallen. Eine ganze Philosophie in einem knappen Satz.

Von der Schwierigkeit, Böses zu akzeptieren

Jahrzehntelang hat mich diese Frage nun schon beschäftigt, jahrzehntelang schon tue ich mich schwer damit, hinzunehmen, dass es Böses, dass es böse Menschen gibt, aber noch nie bin ich auf eine solche Idee gekommen. Und während ich mich noch

damit aufhalte, darüber nachzudenken, ob man überhaupt «böse» sagen darf, hat sich meine Tochter bereits in aller Nüchternheit die Welt zurechtgelegt: Böse sein ist schlicht nichts anderes als eine bestimmte *Form der Beschäftigung*, etwas, womit man nun halt mal eben seine Zeit verbringt.

Könnte es sein, dass meine Tochter etwas weiss, wovon ich keine Ahnung habe? Sicher ist jedenfalls, dass sie ein Durcheinander anrichtet mit ihrem Satz, zu dem mir so schnell keine Erwiderung einfällt, auch später nicht, nachdem ich mit dieser Bemerkung alleine bin, sie hin und her wende und mir selbst zu erklären versuche, weshalb sie damit nicht Recht hat. Was, wenn meine Einwände weniger mit Anthropologie, Geschichtsverständnis, Sozialpsychologie, Ökonomie oder Philosophie zu tun hätten, sondern vielmehr damit, dass ich eine heillose Romantikerin bin und lieber an ein *Verhängnis* glaube als an Normalität, wenn es um das geht, was ich nun doch ungeschützt einmal «das Böse» nennen möchte?

Lieber murmle ich den ganzen Tag lang: «Umstände», «Herkunft», «Sozialisation», «Kontext». Lieber spreche ich von den *Gründen* als von den *Taten*, sage eher krank als böse, und wenn es denn sein muss, gehe